

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 30 (1988)

Artikel: Goethes Reise durch Graubünden
Autor: Poeschel, Erwin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971961>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Goethes Reise durch Graubünden

von Erwin Poeschel

Redaktionelle Vorbemerkung

Wenn wir für einmal den Grundsatz, in unserem Periodikum nur Originalbeiträge zu veröffentlichen, missachten, so nicht allein um des Gegenstandes willen (bildet doch die Heimfahrt Goethes aus seinem Römeraufenthalt ein für ihn bewegendes und für die literarische Nachwelt bedeutsames Ereignis), sondern um wieder einmal einem künstlerisch Hochbegabten zu begegnen, dessen Schilderung der Goethe'schen Reise durch unser Land ein literarisches Kleinod darstellt und eines überzeitlichen Wertes gewiss ist. Erwin Poeschel, deutscher Nationalität, jedoch Ehrenbürger der Gemeinde Davos, die ihm wie vielen andern Heilung und lebenslängliche Verwurzelung bot, hat wie kaum ein zweiter seiner neuen Heimat das ihm gewährte Gastrecht in einer Weise vergolten, die uns ihm gegenüber zu tiefem Dank verpflichtet. Nicht nur seine grossen Werke, das «Burgenbuch», die «Kunstdenkmäler» und sein «August Giacometti», werden als bleibende Zeugnisse seiner hohen Kultur dauernde Wertschätzung erfahren, sondern die vielen Aufsätze, welche er der bündnerischen Kulturlandschaft widmete, zählen zum Kostlichsten, was seiner unermüdlichen Feder entsprang. So bildet denn der Abdruck seiner kleinen Arbeit über Goethes Bündnerreise mit den Anlass, um dem vor zwanzig Jahren Verstorbenen ein weiteres Mal den Dank für alle seine Bemühungen abzustatten. Sein Aufsatz erschien vor vierzig Jahren im Bodenseebuch 1948/49 und wurde im Bündner Monatsblatt 1951 nachgedruckt.

M.

Wenn das bekannte Wort Goethes, er habe seit der Abreise von Rom keinen rein glücklichen Tag erlebt, aus einem augenblicklichen Ausbruch trüben Altersunmutes hervorgegangen sein mag, so können wir uns doch kaum eine zureichende Vorstellung davon machen, wie tief der Schmerz ging, der ihn bei der Trennung von Italien bewegte. Sein Geständnis, er habe zwei Wochen vor der Abreise täglich geweint wie ein Kind, lässt uns zwar einen unmittelbaren Blick in die Brandung dieses inneren Aufruhrs tun; nachhaltiger aber wird uns der wahrhaft tragische Schluss seines Berichtes über die «Italienische Reise» ergreifen, in der wir unter dem Spiegel der gemessenen Darstellungsweise des nun beinahe drei Jahrzehnte älter Gewordenen die unbeschwichtigte Erschütterung längst vergangener Tage wie ein Seebeben spüren.

Im Glanze des kaum geschmälerten Mondes erstieg der Dichter in der letzten Nacht das Kapitol; das Reiterbildnis des Marc Aurel rief ihm «den Kommandeur (Komtur) in ‚Don Juan‘ zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verstehen, dass er etwas Ungewöhnliches unternahme»; «in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft», und hier ist es nun, dass ihm Ovids Elegie ins Gedächtnis tritt, in der er sich an den Ufern des Schwarzen Meeres jene Nacht zurückeruft, «welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt».

Für die Weile eines Augenblicks fühlt Goethe sich mit dem aus der Urbs verbannten Römer eins werden, und zwar so sehr – und hierin liegt vom Standpunkt des schaffenden Dichters aus

gesehen das eigentlich Tragische dieser Vision –, dass sie ihn «wirklich an eigener Produktion irre werden liess und hinderte». Denn, so sagt er, er habe diesen Abschied aus seiner seelischen Heimat «tief und gross empfunden», «in einer Stimmung, die ich heroisch-elegisch nennen darf, woraus sich in poetischer Form eine Elegie zusammenbilden wollte», «die auch später unternommen, niemals zustandekommen konnte». So wurde der steinerne Gast, als der ihm das antike Kaiserbild erschien, der Kündler des tiefsten Schmerzes, der ihn als Dichter treffen konnte: dass ihm das Arkanum der Objektivierung im Gedicht, das sich an ihm so oft bewährte, versagt blieb, weil ihm hier kein Gott gab zu sagen, was er litt.

Wen mag es da verwundern, dass er nach der Schilderung dieses nächtlichen Ganges die Feder niederlegte und zu erzählen unterliess, auf welchem Weg er in den kimmerischen Norden, den er als Verbannung empfand, zurückkehrte? Nur wenige Briefe – an den Herzog Karl August, an Knebel und an Herder aus Florenz, Mailand und Konstanz – berichten uns einige Einzelheiten über Eindrücke von dieser Reise, auch über die Route im allgemeinen, doch blieb über das Itinerar manches bis in die jüngste Zeit ungelöst. So hat insbesondere – es mag dies einschaltungsweise erwähnt werden – die Frage, ob Goethe den Lago maggiore besucht, wiederholt die Forschung beschäftigt. Von so nebensächlicher Bedeutung, als es scheinen möchte, ist dieses Anliegen nicht, da der Dichter den Langensee zur Heimat Mignons gewählt und in den «Wanderjahren» ihn zum Schauplatz einer idyllischen Szene gemacht hat. Es handelt sich also darum, ob Goethe, der viele, auch südliche, Seen geschaut und befahren, gerade einen, den er nicht selbst gesehen, sondern nur aus Berichten und Bildern gekannt – so aus kolorierten Zeichnungen, die er Eckermann (in einem Gespräch am 22. Februar 1824) mit der Erklärung vorwies: dies sei der See aus seinen «Wanderjahren», in seine Dichtung aufgenommen. Dies schien den Goethe-Exegeten mit Recht befremdend, da sie gewohnt waren, den Dichter, wo es anging, aus eigenen Augenerlebnissen schöpfen zu sehen.

So hat denn auch W. v. Wasielewski in einer subtilen Untersuchung, in der er sogar die Astrologie zu Hilfe rief, den Nachweis zu erbringen versucht, Goethe habe vom 19. bis 21. Mai von Mailand aus einen Abstecher an den Lago maggiore unternommen. Die Schlussfolgerungen sind bestechend, man muss es gestehen, und es wandelt uns beinahe Betrübnis an, wenn wir nun hören, dass ihr Ergebnis falsch ist. Denn unterdessen ist es Hans Wahl unter Benützung eines bisher noch nicht verwendeten, höchst nüchternen Zeugnisses gelungen, das Itinerarium für Goethes Rückreise aus Rom in allen seinen Stationen genau festzulegen, woraus sich denn ergab, dass der Dichter in der angegebenen Zeit noch in Parma weilte. Die Quelle, von der hier die Rede ist, bildet das Ausgabenbuch, das Goethes Reisegefährte und Kassenverwalter Philipp Christoph Kayser gewissenhaft Tag um Tag mit seinen Einträgen füllte. Es ist dies jener 1755 in Frankfurt geborene und seit 1775 in Zürich heimisch gewordene Musiker, dem Goethe die Vertonung seiner Singspiele anvertraut und den er 1787 sogar auf seine Kosten nach Rom hatte nachkommen lassen. Dort erfüllte er mit den Klängen weltlicher und geistlicher Musik, auch mit den Versuchen seiner Kompositionen Goethescher Werke, die Behausung des Dichters am Corso Rondanini.

Aus diesen Aufzeichnungen ergibt sich nun, dass Goethe die Route, die er in seinem Brief an Knebel aus Mailand vom 24. Mai 1788 – «auf Como, über den See nach Cleven, Chur und so weiter» angekündigt, genau eingehalten. Er wählte diesen Weg, und nicht den St. Gotthard wohl auch deshalb, weil ihm daran lag, die Alpen auf einem ihm noch nicht bekannten Pass zu überschreiten, nicht weniger aber, da er Zürich meiden wollte, um den «Kreis des Propheten» (Lavater) nicht zu berühren, wie er an den Herzog schrieb. Weshalb er sich denn auch bekanntlich mit Bäbe Schulthess – «der guten Schulthess», wie er sagt – in Konstanz traf. In Mailand kauft er einen Hammer, der seinen geologischen Interessen dienen soll und bei diesem Anlass alltäglichen Geschäftes bricht wieder der nagende Schmerz um das für immer Verlorene in den Worten (an Knebel) auf: «In Rom wurde kein

Stein mehr angesehen, wenn er nicht gestaltet war. Die Form hatte allen Anteil an der Materie verdrängt. Jetzt wird eine Kristallisation schon wieder wichtig und ein unförmlicher Stein zu etwas. So hilft sich die menschliche Natur, wenn nicht zu helfen ist.» Und zuvor noch heftiger: «Ich werde an den Felsen pochen, um des Todes Bitterkeit zu vertreiben.» Aus der Welt ewiger Formen fühlt er sich verbannt in das Gestaltlose. Was ihm sein Hammer und das erdkundlich erfahrene Auge bei der Fahrt durch das geologisch so merkwürdige Bündnerland verriet, wo zwei verschiedene Gesteinsreiche, die Westalpen und die Ostalpen, sich treffen, davon fehlt uns leider jede Kunde.

Da wir uns hier vorwiegend mit Goethes Reise durch Graubünden beschäftigen, so sei nur summarisch rekapituliert, dass er mit seinem Gefährten am 28. in Mailand aufbrach, um über Caragnana und Riva – diese Strecke trug sie das Schiff – am 30. Mai Chiavenna zu erreichen. Am Abend des folgenden Tages beziehen die Reisenden Quartier in Splügen und am 1. Juni in Chur. Nun nehmen sie den Weg nicht, wie es die jungen Zürcher Herren auf ihrem klassischen «Schweizerreislein» zu tun pflegten, über die Tardisbrücke und die Strasse auf dem linken Rheinufer zum Bodensee, sondern – da sie sich einer gebundenen Marschroute anvertrauten, wie wir noch sehen werden – reisen sie die alte Reichsstrasse über die Zollbrücke bei Malans und die Luzisteig nach Vaduz, wo sie die Nacht vom 1. zum 2. Juni verbringen, um am darauffolgenden Tag dann über Feldkirch nach Fussach am Bodensee zu gelangen, wo abermals genächtigt wird. Am nächsten Morgen geht es dann mit Fuhrwerk nach Konstanz, das noch am gleichen Abend erreicht wird. (Wo Goethe in Splügen, Chur und Vaduz übernachtete, erfahren wir nicht. Für Splügen kommt das «Bodenhaus» noch nicht in Frage, das erst zwischen 1821 und 1825 aus einem Privatsitz zum Gasthaus umgewandelt wurde. Was Vaduz anlangt, so ist, da Goethe mit einem von der Stadt Lindau selbst organisierten Transport reiste, die Vermutung erlaubt, dass das Nachtquartier in der fürstlichen Taverne genommen wurde, dessen Pächter zugleich der Zoller war.

Es ist das grosse Haus nördlich des heutigen Bauamtes des ehemaligen Landvogteihauses.)

Der in Fussach von Kayser in seinem Notizbuch vermerkte Posten nun gibt uns Aufschluss darüber, wie Kayser diese Reise organisierte. Der Eintrag lautet: «Juni 3. Fusach, dem Lindauer Boten 122 (Gulden in Conventionsgeld), extra 1 fl. 12 h.» Dies bedeutet also, dass die Reisenden mit dem «Lindauer Boten» akkordiert hatten, dem Kayser nun in Fussach, wo der Transport auf das Schiff nach Lindau übergang und die beiden sich von ihm trennten, um auf dem Landweg sich nach Konstanz zu wenden, die ausbedungene Entlohnung nebst einem bescheidenen Aufgeld, das nur ein Zehntel des heute für «Trinkgelderablösung» üblichen Zuschlages betrug, entrichtete.

Was es mit diesem «Lindauer Boten» für eine Bewandnis hatte, darf mit einigen Worten wohl angemerkt werden. Bis zum Ausbau der Strassen über die rätschen Pässe (nach 1818) gab es in Graubünden selbst keine Einrichtung, die sich mit der regelmässigen Beförderung von Reisenden befasste. Wer nicht auf eigene Verantwortung den Weg unter die Füsse nehmen wollte, dem stand jedoch eine Institution zur Verfügung, die von der Reichsstadt Lindau schon im 16. Jahrhundert organisiert worden war. Lindau war wie man weiss schon früh ein wichtiger Umschlagplatz für den Warenverkehr von Deutschland nach Italien, insbesondere auch für die süddeutsche Textilproduktion, besass Geleitrecht und Zollfreiheit für Transitwaren in Graubünden und stand im Rechnungsverkehr mit Chur und Mailand. Zur Abwicklung dieses Handels war ursprünglich vor allem der «Lindauer Bote» bestimmt, eine Transporttruppe, die unter Leitung eines Ratsherrn und unter Aufsicht des mit einem Mantel in den Stadtfarben bekleideten Boten ihres Weges zog. Ihm schlossen sich allmählich jedoch auch Reisende an, die der Risiken und Umständlichkeiten eigener Fahrt – besonders im Hinblick auf die Verpflegungs- und Quartierschwierigkeiten, auch der Komplikationen mit den wechselnden Geldsorten – entgehen wollten. Sie sassen zu Pferd oder vertrauten sich einem Maultier an – was bei Goethe vielleicht für den Passübergang aus der bekannten Stelle in

Mignons Lied vermutet werden könnte –, denn in der Kalesche war der Splügen vor dem Ausbau der Strasse nicht passierbar.

Man sieht, dass die Abmachung mit dem Boten im Sinne unserer modernen Reiseagenturen – «alles inbegriffen» – getroffen wurde. Denn wenigstens von Chiavenna ab finden sich in Kaysers Notizbuch nur Posten für Trinkgelder sowie für Barbier und «Peruquier», nie aber für Nachtquartier und Verpflegung. Die erwähnte Zahlung in der Höhe von fl. 122.– erscheint für eine solche Pauschalvergütung von Chiavenna bis Fussach auch keineswegs zu nieder, wenn man bedenkt, dass um die Mitte des 18. Jahrhunderts für die Miete eines Pferdes samt Treiber von Chur bis Cleven nur fl. 12.– entrichtet wurden.

Da unsere Neugier, von der Reise Goethes durch Graubünden eine anschauliche Vorstellung zu gewinnen, mit diesem Tagebuch in wirklichem Wortsinn mit kleiner Münze abgespeist wird, so richtet sich unser Interesse mit um so stärkerer Spannung auf die Zeichnungen, die Goethe mit nach Hause gebracht. Es sind deren etwa vierzig Blätter für die Route von Rom bis an den Bodensee, die Goethe nach seiner Rückkehr in einem Klebeband vereinigte. Aber auch hier bleiben uns Enttäuschungen nicht erspart. Es sind etwa sieben Skizzen, die auf die Wegstrecke zwischen dem Splügen und dem Bodensee entfallen müssten, wenn wir annehmen dürften, dass Goethe sie wirklich genau nach dem Gang der Reise in den Band eingeklebt hat. Doch scheiden von ihnen zwei mit Bleistift skizzierte Ansichten von Burgruinen von vornherein aus, da sie nördlich des Splügen nicht unterzubringen sind. Das gleiche gilt von dem Abbild eines am Saum von Bergen gelegenen Dorfes. Von den verbleibenden, einheitlich mit breiter Tuschfeder hingeworfenen Zeichnungen lässt sich nur eine einzige – die «Via mala», auf die wir noch zurückkommen werden – einwandfrei örtlich definieren. Zwei weitere halten sich so sehr im allgemeinen, dass sie ihre Vorbilder an vielen Stellen, wo ein Bach im Gebirge sich durch Felsen drängt, haben können, und bei jener endlich, die wir hier zeigen, ist die Möglichkeit einer etwas genaueren, jedoch auch nur hypothetischen Zuschreibung

aus Überlegungen gegeben, für die etwas weiter auszuholen ist:

Wir sehen hier, rechts im Bild, den durch die Schlucht hinansteigenden und mit einem auf Holzpfosten liegenden Geländer gesicherten Weg, auf dem ein Reiter mit einer Begleitperson sich bergauf bewegt, sich hinter einem Felszahn durchzwängen. Links unter ihm fällt das Wasser über eine Gesteinsschwelle herab, und darüber wird abermals ein Geländer sichtbar, über das sich ein anderer Wanderer lehnt. Man könnte auf den ersten Blick meinen, hier führe eine Brücke über den Bach, doch zeigen die – eine Felsformation andeutenden – Linien unterhalb der Figur deutlich, dass wir es wieder mit einem Strassengeländer zu tun haben. Bach und Weg biegen also hinter dem einzelnen Stein um, und eine Serpentine im Hintergrund sagt uns denn auch, dass der Weg auf dem gleichen Ufer weiter hinaufsteigt.

Diese beiden topographischen Elemente, der Stein und das Niveau des Wasserlaufes, sind denn auch für die Lokalisierung des Motivs von Bedeutung. Mit sicherem Blick für die mineralogische Struktur des Felsens, der uns bei Goethe nicht überraschen wird, sind die charakteristischen Schichtungsverhältnisse wiedergegeben, wie wir sie im Gebiet des Bündner Schiefers auf Schritt und Tritt anzutreffen gewohnt sind. Der Bereich des Schiefers reicht an der Splügenroute aber nur bis nahe an Andeer hinauf, wo dann die Gesteinswelt des Gneises beginnt. In der Via mala aber – also unterhalb Andeer – kann der Standort für diese Skizze nach der heutigen Route nirgends gefunden werden, da dort überall der Lauf des Hinterrheins viel tiefer unter dem Strassenniveau liegt als auf dem Bild. Nun ist aber in Betracht zu ziehen, dass man vor dem Bau der neuen Splügenstrasse (1821) also zur Zeit, als Goethe dieses Weges zog – von Thusis aus nicht direkt in die Schlucht, das sogenannte «Verlorene Loch», eindrang, sondern ein gutes Stück am linken Ufer des aus dem Massiv des Piz Beverin herabbrausenden Nolla hinaufsteigen musste, um dann den Bach zu überschreiten und hinter dem Crapteig hindurch Rongellen und damit das Tor der Via mala zu erreichen. Hier allein also treffen die beiden Momente – Schieferfor-

mation und Wasserlauf nahe unter dem Weg – zusammen, und es kann daher das dargestellte Motiv am Nolla oberhalb Thusis zu suchen sein. Wenn heute der Ort nicht mehr näher bestimmbar ist, so spricht dies nicht dagegen, da das Tal des wilden Nolla vor seiner Verbauung ständig tiefgreifenden Veränderungen unterworfen war und das ungebärdige Element bisweilen, so besonders noch 1868, Blöcke von der Grösse eines stattlichen Hauses herabwälzte. Keine Rätsel gibt die Ansicht der Via mala auf. Sie ist von jenem Standort aus gesehen, von dem her die ganze Formation sich am eindrucksvollsten erschliesst. Heute steht dort ein kleiner Pavillon, neben dem eine Treppe zur Besichtigung der Schlucht hinabführt. Rechts der Brücke erkennt man den charakteristischen ausgehöhlten Fels, der erdgeschichtlich gesehen ein altes Rheinbett darstellt. Der grosse Block gegenüber am linken Bildrand erhob sich hier noch vor wenigen Jahren, bis er einer Strassenkorrektur zum Opfer fiel. Die Steinbrücke war erst fünfzig Jahre vor Goethes Besuch von dem Davoser Christian Wildener erbaut worden. Zuvor lief die Strasse bis Rania, unmittelbar vor Zillis, durchaus auf der linken Talseite. Erst im Zusammenhang mit Wildeners Errichtung der beiden Steinbrücken, die der Umgehung einer Rufe dienten, wurde das bis heute eingehaltene Trasse angelegt.

Mit Ausnahme einer etwas summarischen Wiedergabe der Bergsilhouette im Hintergrund gibt die Zeichnung getreu den topographischen Tatbestand wieder, und sie ist für die Bilddokumentation der Via mala insofern von Bedeutung, als sie – wenn wir von einem durchaus phantastischen Stich aus der Jahrhundertmitte absehen – die früheste Darstellung von Wildeners innerer Brücke gibt.

Dass wir keine unmittelbaren Mitteilungen Goethes von seiner Reise durch Graubünden vernehmen, wurde hier wie anderwärts schon gesagt, doch taucht, was bisher in diesem Zusammenhang noch nicht Beachtung fand, die Erinnerung daran rund vierzig Jahre später in des Dichters Worten auf, und zwar in dem Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Im August 1828 unternahm sie mit ihrem geheimrätlichen Gatten eine Reise in den Süden. Man fuhr von Frankfurt

über Augsburg nach Innsbruck, dann über Landeck durch das untere Münstertal, das sie – uns heute nicht mehr recht verständlich – als «schauerliche Einöde» bezeichnet, über den Umbrail aufs Stilsferjoch und das Veltlin hinab nach Como. Für den Rückweg war im Reiseplan ursprünglich die Route über Lugano und den Bernhardin in Aussicht genommen gewesen, doch nahm man dann den Weg über den Splügen, und es ist, als ob das ahnende, immer noch liebende, aber in Entsagung beschwichtigte Herz auf den Pfad gezogen worden wäre, den der Freund vor vier Jahrzehnten gereist. Marianne hatte dies damals noch nicht gewusst, sie erfuhr es, wie wir von ihr selbst vernehmen, erst aus Goethes Brief vom 22. Juni 1829, der eine Antwort auf ihren Reisebericht gab. Und da sie noch viel weniger von Goethes Einkauf in Mailand Kunde haben konnte, so berührt es uns wie eine Vision, wenn wir in ihren Zeilen lesen: «Wie oft dachte ich mir Sie mit dem Hammer diesem wunderbaren Gestein eine Antwort entlockend, besonders in der Via mala, wo die sonderbarsten Verbindungen und Mischungen den unwissenden in Hieroglyphen anstarren, die er nicht zu lösen versteht.» Diese Worte verraten einen erstaunlichen Blick für die erwähnten Besonderheiten der Bündner Bergformation, wie wir denn überhaupt nicht ohne Rührung sehen, dass Marianne die Landschaft immer mit dem geologisch geschulten Auge des Freundes zu schauen sich bemüht: «Der Weg über den Splügen ist unbeschreiblich schön, die Via mala ist der schauerlichste Felsenpass in der ganzen Schweiz (nur die Finstermünz in Tirol ist ihr gleichzustellen!) und um so ängstlicher, als das Gestein, ein weicher Tonschiefer, den die Frühlingsgewässer unaufhörlich unterwaschen und die Wurzeln der halbverwitterten Fichten entblößen, den Weg viel gefährlicher macht.»

Das Ehepaar Willemer reiste nun unter viel bequemeren Verhältnissen, als sie Goethe vorgefunden hatte, was Marianne in den Worten ausspricht: «Wo sonst das Maultier im Nebel seinen Weg suchte, rollt jetzt ein Phaeton mit raschen Pferden bespannt», aber es ist Marianne's aufmerksamem Blick nicht entgangen, wie die Zu-

fahrt der Via mala vor dem Bau der neuen Strasse beschaffen war: «Die Strasse hat unendlich gewonnen, dass man gleich bei Thusis in das Tal eintritt, gerade wo die Felsen am schroffsten den Ausweg des Rheins zu hindern schienen: früher kam man vom Dörfchen Rongella über die Nolla in die Schlucht.» In dieser Korrespondenz nun wird die hier abgebildete Zeichnung der Via mala von Goethe auch ausdrücklich erwähnt. Denn am 12. Juni 1829 schreibt er in die Gerbermühle: «Merkwürdig war mir, dass noch eine

ziemlich deutliche Skizze von der Via mala und eine ausgeführtere eines Felsen im Höllenthal sich unter meinen Blättern findet.» Damit wird Goethes Autorschaft an diesem Blatt von ihm selbst beglaubigt. So schreiben im milden Nachleuchten der Liebe zu Suleika nun Erinnerungsgeister zarte Zeichen auf jene letzten Seiten der «Italienischen Reise», die leer geblieben waren, als «Lida», der er die ersten Blätter seines Reisetagebuches gesandt, aufgehört hatte, für den Dichter «Glück der nächsten Nähe zu sein».